

ALBUM-CHECK I

Exzellente gesungene „Friedensrufe“

Ensemble Seicento Vocale:
„Friedensrufe“
(resonando)



„Friedensrufe“ nennt das Chor-ensemble Seicento Vocale sein Debütalbum mit Werken aus zwei Jahrhunderten, die eindringliche Antworten auf den Krieg generell und speziell den 30-jährigen Krieg geben. Die 25 jungen Sängerinnen und Sänger des 2016 gegründeten und bisher vor im westfälisch-lippischen Raum hervorgetretenen Chores möchten damit dem „Gedenken und der Verarbeitung der Schrecken vergangener Kriege“ Ausdruck geben, „verbunden mit einem kollektiven ‚Nie wieder‘“.

Das Programm wurde zwar schon vor sechs Jahren konzipiert, ist in diesen Tagen jedoch aktueller denn je. Im Mittelpunkt steht Rainer Maria Rilkes Erzählung „Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke“, das Viktor Ullmann 1944 im KZ Theresienstadt kurz vor seiner Ermordung in Auschwitz komponierte. Und zwar als Melodram für Sprecher und Klavier, das Chorleiter Jan Croonenbroeck für Chor, Solisten und Klavier bearbeitete.

Eine emotional zurückhaltende, in den dramatischeren Teilen bisweilen schroffe und unpathetische Umsetzung der Geschichte um den jungen Cornet aus dem 30-jährigen Krieg, der seinen Fronteinsatz in einer Liebesnacht verschläft und schutz- und waffenlos seiner Truppe naheht und in die tödlichen Hände der Feinde fällt.

Einen zweiten Schwerpunkt setzt man mit Ernst Kreneks „Kantate von der Vergänglichkeit des Irdischen“ auf Texte der Barockdichter Andreas Gryphius und Martin Opitz. Entstanden ist das Werk 1932, also noch vor dem Beginn der Nazidiktatur. Den naturgemäß stark rezitierenden Tonfall des Ullmann-Beitrags trifft das Gesangsensemble ebenso perfekt wie die expressionistische Intensität der Krenek-Kantate.

Durchsetzt werden die zentralen Werke durch nachdenkliche, Tod und Trauer beschwörende Gesänge von Robert Schumann, Johannes Brahms und Max Reger.

Die tröstende Wirkung der meist schlicht gehaltenen introvertierten Stücke können sich angesichts der exzellenten Gesangskultur des jungen Ensembles klargleich und eindringlich entfalten. „Friedensrufe“ auf hohem Niveau, die wir in den aktuellen Zeiten unserer Tage besonders aufmerksam wahrnehmen sollten. (P. Ob.)



25 junge Sängerinnen und Sänger singen im westfälisch-lippischen Chor Seicento Vocale. FOTO: SEICENTO VOCALE

Mit Verdi und Lord Byron dem Ende entgegen

Der amerikanische Singer-Songwriter Rufus Wainwright will mit der von ihm komponierten Totenmesse „Dream Requiem“ Trostlosigkeit und Tragödie überwinden.

VON MICHAEL LOESL

Wenn es auf der Popbühne zu vorhersehbar wird, geht es für manchen regulären Akteur in die Oper. So oder so ähnlich dachte der kanadische Singer-Songwriter Rufus Wainwright wohl, als er sein aktuelles Album „Dream Requiem“ komponierte.

Neu sind Ausflüge in die Welt der sogenannten ersten Musik für den 51-jährigen Lebermann keineswegs. Bereits 2008 verfasste er seine erste Oper „Prima Donna“. Das Stück über einen Tag im Leben einer Opernsängerin wurde 2010 in Manchester, England uraufgeführt und stieß auf zurückhaltendes Kritikerrecho.

Dem Komponisten fehle es an konzeptioneller Kraft, um sich in die Riege herausragender moderner Musiktheaterschaffen-

der einreihen zu können, hieß es damals unisono. Die Premiere zu „Hadrian“, seiner zweiten Oper, fand im Oktober 2018 in Toronto statt. Auf dem Roman „Ich zähmte die Wölfin: Die Erinnerungen des Kaisers Hadrian“ der französischen Schriftstellerin Marguerite Yourcenar basierend, wurde das Spektakel für seine schiere Wucht und melancholischen Untertöne gelobt. Immerhin!

Beständiger Drahtseilakt

Zwischendurch veröffentlichte Wainwright selbstverständlich weiterhin reguläre songbasierte Popalben. Zwei von denen, „Want One“ und „Want Two“ führte er vom BBC Concert Orchestra neu arrangiert im Sommer 2023 in der Londoner Royal Albert Hall auf. Zugutehalten muss

man dem Spross einer amerikanisch-kanadischen Folksängerndynastie, dass er Pop und Kunstmusik nie vermischte.

Als Sänger dem Unkonventionellen zugewandt, gleichsam hochgelobt für sein technisches Gesangsverständnis, seine stimmliche Kraft und deren Umfang, machte er es sich bislang in jedem Subgenre mit Nonchalance in der Kehle bequem. Er selbst umschreibt seine Stimmqualitäten als beständigen Drahtseilakt zwischen dem Beibehalten seines Charakters und dem Dienen der jeweiligen Musikform.

Dementsprechend überrascht es nicht, dass Wainwright hier und da von Lhasa-de-Sela-Songdramaturgie bis hin zum leichten Swing-Jazz Irving Berlins regel-

rechte Materialpotpourris aufgeführt. Unter seiner Ägide ist Musikvielfalt ohne Crossovergedanken möglich. Die überall lauende Pop-trifft-auf-Klassik-Falle behält er sorgsam im Auge, um einen

weiten Bogen darum machen zu können.

Vor zwei Jahren erteilte ihm schließlich der Auftrag, seine erste Totenmesse, ein Requiem, zu komponieren. Die Bestellung des ausufernden Musikstücks kam unter anderem von den Philharmonieorchestern Helsinki, Barcelona, der Niederlande, vom Royal Ballet London und dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk Frankreichs.

Wie schön für einen stets selbstbezogenen, bisweilen auch selbstverliebt agierenden Musikhandwerker wie Wainwright, einmal eine Totenmesse frei von liturgischem Ge-

seiner Familie auf. Sein nach ihm benanntes Debütalbum erschien 1998. Bislang erschien ein Dutzend Platten unter seinem Namen, das seine komplette künstlerische Bandbreite spiegelt. Rufus Wainwright ist Vater einer Tochter und mit dem deutschen Theaterproduzenten Jörn Weisbrodt verheiratet.



Der US-Musiker Rufus Wainwright hat erstmals eine Totenmesse komponiert.

FOTO: V. TONY HAUSER

brauch angehen zu dürfen! Seine allererste Requiemerfahrung verbindet er dann schließlich auch umgehend mit einer seiner Lebensphasen.

„Mein ganzes Dasein änderte sich plötzlich, als ich im zarten Alter von 13 Jahren zum ersten Mal Verdis Requiemmesse hörte“, erinnert er sich. „Diese Erfahrung bedeutete sowohl den Tod meiner kindlichen Unschuld als auch die Geburt und das Erwachen meines künstlerischen Selbst. Und damit begann meine persönliche lebenslange spirituelle Suche nach Schönheit, kostete es, was es wolle.“

Meryl Streep rezitiert

Soll heißen: Er will das emotionale Grundgerüst einer Totenmesse bereits als Teenager verstanden haben. Jenes Fahnden nach Ästhetik, der er seiner Aussage nach ewig auf der Spur ist, erkor er schließlich während des Komponierens seines „Dream Requiem“ zu seinem eigentlichen kreativen Treibstoff aus. Unabhängig von den eigenen spirituellen Neigungen, musste er sich als Künstler mit starken und alten Verdi- und Lord-Byron-Texten, die sich um den Tod drehen, irgendwie auseinandersetzen.

Dies geschah, so glaubt er – „in aller Bescheidenheit“ – beim Komponieren von „Dream Requiem“. Sei es, dass er während des Schreibens 50 wurde und sich seine letzte irdische Landschaft am Horizont abzuzeichnen begann; sei es seine latent katholische Erziehung, die zwar nicht streng, aber dennoch unglaublich einflussreich war. Oder sei es einfach

die Tatsache, dass dies nicht sein erstes Mal beim „E-Musik-Rodeo“ war, wie er ironisch anmerkt: Viele starke Kräfte kamen bei der Komposition dieses Stücks zusammen, resümiert er.

Die Weltpremiere von Wainwrights Requiem, auf der der frisch veröffentlichte Livemitschnitt basiert, fand am 14. Juni 2024 in Paris statt. Auf der Bühne standen der Kinder- und Erwachsenenchor sowie das Philharmonieorchester von Radio France. Auszüge aus Verdis Totenmesse sang die Sopranistin Anna Prohaska, Texte aus Lord Byrons apokalyptischem Gedicht „Darkness“ rezitierte die amerikanische Schauspielerin und mehrfache Oscarpreisträgerin Meryl Streep.

Deren „unvergleichliche“ Stimme habe Byrons Zeilen die nötige eindringliche Tiefe gegeben, findet Wainwright. Überhaupt empfinde er es als große Ehre, dass sie Teil der Schöpfung des „Dream Requiem“ werden wollte, führt er weiter aus. Vielleicht ist der Grund für Streeps Engagement aber auch ein viel profanerer.

Um größtmögliche Aufmerksamkeit zu erzeugen, braucht es zugkräftige Namen wie Streep und, zu einem geringeren Teil, Anna Prohaska. Sowohl Verdis als auch Byrons Texte sind in der Komposition miteinander verwoben, werden aber musikalisch auf unterschiedliche Weise dargestellt. Byrons Teil wird meist von düsteren Orchesterarrangements untermauert, die die Brutalität und schiere Kraft der vernichtenden Bilder, die das Gedicht heraufbeschwört, verdeutlichen.

Den lateinischen Text hingegen machen großer gemischter Chor, Kinderchor und Prohaska erfahrbar. Massive Chormomente werden von ruhigeren Sopranolopassagen unterbrochen, um die Zerbrechlichkeit des Lebens und der Natur zu unterstreichen. Schlussendlich soll das Stück Trostlosigkeit und Tragödie überwinden.

Hoffnung und Schönheit

Die Musik soll Hoffnung und Schönheit entstehen lassen. Aktuelle Bezüge zur Pandemie und den Waldbränden in Kalifornien sieht er in seinem neuen Werk durchaus. „Das Stück ist für die Menschen, die wir in der Pandemie verloren haben, für die Vergangenheit, von der wir abgeschnitten sind. Und für die Zukunft, zu der wir noch keine Verbindung herstellen können. Es ist ein Requiem für menschliche Kontakte, Solidarität und die menschliche Stimme, die vor Kurzem noch gefährlich und ansteckend waren“, erklärt er.

Dass auf der Plattenhülle alles in Glitzeranzug nachdenklich am Konzertflügel sitzt, erzeugt ironisch-bizarren Gedanken: Legen wir noch mal Make-up auf, um dem Ende mit Glamour zu begegnen? Willkommen in Wainwrights „Dream Requiem“!



Rufus Wainwright:
„Dream Requiem“
(Warner Music)

ALBUM-CHECK II

Huldigung an Miles Davis

Paolo Fresu: „Kind of Miles“ (tuk Records)



Der sardische Jazztrompeter Paolo Fresu ist ein überaus umtriebiger Zeitgenosse. Seit 1985 ver-

öffentlicht der nunmehr 63-Jährige in beachtlicher Regelmäßigkeit Soloalben, deren schiere Menge für eine reguläre Plattenfirma schlicht zu viel wurde. Folgerichtig gründete er 2010 sein eigenes Label Tuk Music, über das er zudem Produktionen vornehmlich italienischer Kollegen herausgibt, deren Musikerzeugnisse zwischen Jazz und Klassik hin und her mändern. Er spielte mit Dave Holland und John Abercrombie, ist Ehrendoktor des berühmten Berklee College of Music, und wenn ihn der Hafer sticht, gesellt er sich schon mal zu Rockstars ins Studio, die auf Sardinien ein Feriendomizil besitzen. So war er 2023 auf Peter Gabriels „//O“-Platte zu hören.

Auf seinem neuen Doppelalbum huldigt er zweien seiner amerikanischen Musikhelden: Miles Davis und Joni Mitchell. Dass er sich Davis' Werk einmal mehr annimmt, verwundert nicht. Fresus Trompetenansatz wird seit jeher mit dem des großen Jazz-

erneuerers in den 50er Jahren verglichen. Nach dem Mitchell-Hinweis muss in Fresu Schaffen hingegen ausgiebiger gesucht werden. Fündig wird man nicht nur im Querverweis auf das Livealbum „Shadows and Light“ der Grand Dame des Folkpop. Den ersten, fast ausschließlich mit akustischen Instrumenten eingespielten Teil seines neuen Albums taufte Fresu kühn „Shadows“, den zweiten, mit E-Bass und -Gitarre aufgenommenen, „Lights“.

In den 21 Stücken des Gesamtwerks, darunter Jazzstandards der besonders viel zitierten Art („Autumn Leaves“ und „Round Midnight“), lässt Fresu schließlich (auf LP Nummer 2) Folksongakkorde um Modern-Jazz-Ausgangspunktmotive kreisen. Die Musik gewinnt an Luftigkeit, auch wenn der Trompeter hier und da nur das Setzen kleiner rhythmischer Leuchtmomente zugestanden wird („Call It Nothing“). Im ersten Teil geht's dahingegen viel klassischer Cool-Jazz-artig zu: Das tonangebende Hauptinstrument des Tuk-Chefs ist darin so lyrisch unterwegs wie Davis in seinen kontemplativsten Momenten – natürlich ausgesprochen eigen und frei von Epigonhaftem. (ML)

Wunderbar versponnen

Gringo Mayer: „Laav“ (Gringo Mayer Records)



„Wir leben in einer Zeit, in der man Alte gerne mal ins Heim abschickt, sobald sie ein bisschen anstrengend werden. Das ist ein Automatismus, den ich fragwürdig finde“, sagt der Pfälzer Indiebarde Gringo Mayer. Als Jongleur jener Wahrheiten, vor denen selbst aufgeklärte Zeitgenossen gerne verdrängen die Augen verschließt, betrachtet der Wahlmannheimer die Lebensumstände älterer Menschen in seinem neuen Lied „Wasn los“ mit zugewandter Zärtlichkeit und Poesie.

Seine Mitmusiker, die er zusammengekommen „Kegelband“ nennt, stiftet er angesichts des vielschichtigen Themas parallel zu beinahe unverschämte euphorischem Groove nebst Upbeat-Brass an. So macht er das immer: Wenn's inhaltlich zwackt und weht (was nicht selten genau so sein soll), konterkariert er Themenschwere mit der Leichtigkeit von Indiepop-Gitarrenmotiven.

Mayer kam damit bislang ganz schön weit. Er war mit den Donots und Voodoo Jürgens unterwegs, Konzerte in Köln, Berlin und Stuttgart

sind regelmäßig im Nu ausverkauft. Beim niederrheinischen Haldern Pop Festival wurde der notorische Klampfen-Spieler 2024 wie ein verkannter Held gefeiert, obwohl er auch dort wie immer in seinem muttersprachlichen Pfälzer Dialekt sang.

Wie kann das sein? Da sind zum einen die beachtlich durchdachten Arrangements und Orchestrierungen, mit denen der gemeine Mayer-Song aufwartet. Wunderbar versponnen, gleichsam gradlinig und geradezu dringlich ehrlich gestaltet der Mann seine Musik aus.

Hier und da klingen Polka, Blues und sogar Samba an, die Grundlage der Lieder aber sind klassische Popstrukturen. Dann ist da noch dieser süffisante Humor, der nicht mit Klammuk zu verwechseln ist. Mayer setzt seinen Dialekt ein, um seine Lieder von der „Laav“ (Hochdeutsch: Liebe) möglichst schnörkellos rüberbringen zu können.

Die vielen Gegenden, in denen das zärtliche Gefühl wie ein Hoffnungsschimmer in stürmischen Zeiten aufleuchtet, durchmisst Mayer mit detektivischem Eifer und sympathisch-überbordender musikalischer Chuzpe. (ML)

Von der Muse geküsst

David Gray: „Dear Life“ (Laugh A Minute Records/Cargo)



Zur Erinnerung: Der Ruhm des englischen Singer-Songwriters David Gray gründete ab Mitte der 90er Jahre auf emotional eindringlichen Popsongs, die er mehr oder weniger stark ausgeprägt im Do-it-yourself-Verfahren schrieb sowie arrangierte. Der große Coup gelang ihm 1999 mit dem weltweiten Bestselleralbum „White Ladder“, das Gray dank des Hits „Babylon“ zur Langzeitkarriere verhalf.

Ein gutes Vierteljahrhundert und acht Studioeinspielungen später steht mit „Dear Life“ ein neues Werk des 56-Jährigen an. Es ist eine klassische Einerseits-andererseits-Langspielplatte geworden. Wer als Zuhörer schon immer einen weiten Bogen ums Gray'sche Beben in der Stimme machte, sollte unbedingt auch weiterhin zu Ohropax greifen.

Zeitgenossen, die das Radio abschalten, sobald ein Song von Ed Sheeran ertönt, sind gut damit beraten, kein einziges der 13 neuen Lieder zur Kenntnis zu nehmen. Der vergleichsweise junge Plattenmillionär schaute sich einst bei Gray den arg

gefühligen Gesang ab, der beständig in Richtung ganz tief empfundener Melancholie weist. Beide Bühnenakteure verbindet die vermeintliche Kunst, selbst Liebeslieder mit einem betäublichen Vibrato zu versehen, das allzeit Gewitterwolken vor die Sonne schiebt.

Aber: Wo Sheeran auf Bänkelsänger mit ausschließlicher Akustikgitarrenbegleitung macht, versteht Gray das Handwerk des Arrangierens verhältnismäßig vorzüglich. „Dear Life“ ist freilich kein Abbild der glorreichen Ära Burt Bacharach geworden.

Gleichwohl muss der Mann aus Greater Manchester während der Albumproduktion von Komponistenmuse geküsst worden sein. „Plus & Minus“, die Vorabsingle, ließ bereits ahnen, wie fundingsreich Gray 70er-Jahre-Folkpop neu zu deuten vermag. Mit feiner weiblicher Gesangsbegleitung im Refrain wandern die Akkorde des Songs zwischen Westcoast-Pop und nordenglischem Blue Eyed Soul hin und her. Beachtlich konstant schiebt der Engländer auch den Rest seiner neuen Stücke ins Ohren öffnende Spannungsfeld zwischen Tradition und Liedschreiberfrische. (ML)